

verwirrend orientalisches waren, daß kaltschnäuzige Revolverblätter schrieben, die Morde seien nur dazu da, um solch prunkvolle Feste in der Chinatown abhalten zu können.

Die Polizei war anderer Meinung.

Kurz vor dem Krieg ließ sie eine Razzia großen Stils abhalten, die Kneipen und das Theater für eine gewisse Zeit schließen. Und wie Spuk verschwanden die „Racketeers“. Den ganzen Krieg über blieb es ruhig in der Chinatown.

Nach dem Krieg wurde es zeitweilig wieder unruhig in Mottstreet. Es knallte ein paar mal. Aber die Polizei war so fix zur Stelle, daß der Spuk rasch wieder verschwand. Dagegen tauchten die „Racketeers“ in anderen Gegenden auf, und in Chicago sind sie noch vor ganz kurzer Zeit eine wahre Plage gewesen. Feindliche Konkurrenten warben die „Racketeers“, diese organisierten Verbrecherbanden, und diese erledigten die „gezeichnete“ Fabrik, das Geschäft usw. durch Bomben und den Inhaber nötigenfalls durch einen gutgezielten Schuß.

In Doyer Street, Mott Street usw. sieht man jetzt fettgewordene, zufriedene, reichgewordene Chinesen bei ihrer Tätigkeit. Der große Goldstrom, der das Land nach dem Krieg überflutete, ergoß sich bis hierher; und die Chinesen halten fest, was sie besitzen, stecken es nicht in vage Spekulationen an der Börse. Die roten Drachen, die Symbole des untergegangenen Kaiserreiches, sieht man nicht mehr. Die kleine Pagode steht verschüchtert in der Enge.

Man muß viel Phantasie haben, um überwältigende Offenbarungen des Exotischen in der „Chinesenstadt“ noch zu finden; es sind Amerikaner-Chinesen, und die Chinatown eine amerikanische Chinesenstadt. Und die blutige Ecke scheint die Harmlosigkeit selber zu sein.

## Mord?

Von Bodo M. Vogel

Fortsetzung von Seite 2070

Überlegungen. Als ich mit Liddy auf dem Arm aus dem Haus stürzte, versank das Vestibül krachend hinter uns in einem Flammenmeer. Unser Hausmädchen, das an diesem Tage unglücklicherweise Ausgang gehabt hatte und gerade auf dem Heimweg aus der Stadt war, hatte inzwischen die Feuerwehr alarmiert. Die ersten Rettungsmannschaften trafen ein. Man hüllte Liddy, die schwer verletzt war, in eine Decke ein, ganz vorsichtig, denn bei der leichtesten Berührung schrie sie laut auf. Dann trug man sie in einen Wagen, der sie sofort in das Krankenhaus brachte. Ein Feuerwehrmann trat an mich heran, fragte: „Niemand mehr im Haus?“

Ich erwiderte nach einigem Zögern: „Nein, niemand.“

Und sagte bewußt die Unwahrheit, von dem Wahnsinn der Eifersucht angetrieben. Man hat später unter den Trümmern eine völlig verkohlte Männerleiche gefunden: Erwin . . . Ich habe auch damals noch geschwiegen. Ich habe sogar, das muß ich gestehen, den Erstaunten gespielt. Und man hat es mir geglaubt . . .

Liddy sah ich im Krankenhaus wieder, in das sie, schwer verletzt, gebracht worden war. Ich hatte meinen ersten Besuch auf einen Tag hinausgeschoben, aus Furcht, eine schreckliche Wahrheit aus ihrem Munde zu erfahren. Das Schicksal hat mir geholfen. Als ich in das Krankenhaus kam, sagte die Schwester: „Sie hat das Bewußtsein noch nicht wiedererlangt . . .“ Auf den Fußspitzen schlich ich mich in das Zimmer. Sie lag mit geschlossenen Augen und herabhängenden Armen da. Ihr Gesicht, weißer als das Kopfkissen, schien ein Bild aus Elfenbein. Der Rhythmus ihres Atmens hob und senkte regelmäßig den Ausschnitt ihres Hemds. Aller Groll des Herzens, alle kleinliche Eifersucht verschwand in mir in diesem Augenblick. „Sehen Sie“, sagte plötzlich die Schwester, „die Freude scheint ihr gut zu tun . . .“